

Beitragsübersicht in der Einleitung leider unerwähnt bleibt) sehr illustrativ ist: Zum einen ist er ein wunderschönes Beispiel dafür, dass hier ein Gegenstand betrachtet wird, der nun wirklich grenzüberschreitend bzw. länderübergreifend betrachtet werden muss, da sich das Phänomen gleichermaßen auf die heutigen Staatsgebiete von Estland und Lettland erstreckt, was auch niemand in der Fachwelt jemals anzweifeln würde. Gleichzeitig jedoch hat dieses Phänomen nichts mit Litauen zu tun (auch nicht, wenn man das Deutsch der Memelländer irgendwie mit heranzöge, was Bender indes selbstverständlich nicht tut). Als dritter Beitrag in diesem Block wird die Podiumsdiskussion abgedruckt, was dokumentarischen Charakter haben mag, jedoch keinen klar ersichtlichen Mehrwert. Der Wert des Buches liegt in seinen materialreichen Einzelbeiträgen, die unabhängig voneinander in den jeweiligen Fachdiskursen rezipiert werden dürften. Der besondere „baltische Kulturraum“ bleibt jedoch ein Phantom.

Assen

Cornelius Hasselblatt

Hatzfeld. Ordnungen im Wandel. Hrsg. von Reinhard Jöhler. Cosmopolitan Art – Schiller Verlag. Timișoara – Bonn 2020. 413 S., zahlr. Ill. ISBN 978-606-988052-4; 978-3-946954-88-0. (€ 33,95.)

Ganz in der Nähe meiner Budapester Wohnung befindet sich die Zsombolyai utca (Hatzfelder Gasse). Hinzu kommt ein das Interesse weckender Zufall: Meine Vorfahren mütterlicherseits – Banater Schwaben – lassen sich in Tschakowa (ung. Csák, rum. Ciacova) bis zum späten 18. Jh. urkundlich verfolgen, in der Nachbarschaft von Hatzfeld, Gegenstand des hier anzuzeigenden Bandes.

Außere Anlässe für die (leicht verspätet erschienene) Publikation waren das dreißigjährige Jubiläum des Tübinger Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (IdGL) 2017 und vor allem das 250-jährige Jubiläum der Gründung von Hatzfeld im Jahr 2016. Wie aus der Einführung von IdGL-Direktor Reinhard Jöhler hervorgeht, gibt es heute Hatzfeld im Grunde zweimal: „Hatzfeld existiert derart im heutigen Jimbolia [...] und in der 1981 in Deutschland gegründeten, um den wechselseitigen Austausch [...] sehr bemühten Heimatortsgemeinschaft weiter. [...] Hatzfeld steht [...] stellvertretend für die ganze, in sich sehr heterogene und inzwischen ausgesprochen multilokale ‚donauschwäbische Welt‘“ (S. 8). Dementsprechend – und wohl auch, um für eine möglichst breite Rezeption zu sorgen – ist den einzelnen Beiträgen jeweils eine kurze Zusammenfassung in englischer, rumänischer, serbokroatischer und ungarischer Sprache angefügt.

Der Band bewältigt erfolgreich den Spagat, eine einerseits höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügende, andererseits gut lesbare Aufsatzsammlung zu bieten, sodass auch ein nur eher allgemein an diesem Teil des südöstlichen Mitteleuropa interessierter Leser auf seine Kosten kommt. Das Buch liefert zudem die perfekte Ergänzung zu der Publikation *Das Landgut von Hatzfeld* von 2016.¹ Während dort die – nach heutigen Begriffen – Standort- und Regionalentwicklungspolitik der Familie Csekonicos, seit 1790 Pächter bzw. seit 1800 Eigentümer der ausgedehnten Grundherrschaft Hatzfeld, im Mittelpunkt steht, spielt hier die Großgemeinde bzw. Kleinstadt selbst die Hauptrolle.

Hatzfeld verdankt seine Gründung der zweiten, 1763 durch Maria Theresia begonnenen Welle der „Impopulation“ des 1718 von der osmanischen Herrschaft befreiten und seither unmittelbar von der ungarischen Hofkammer verwalteten Banats. Das schiere Überleben der deutschen Siedler im ersten Winter nach ihrer Ankunft grenzt an ein Wunder – Assoziationen mit der Ankunft der *pilgrim fathers* in Nordamerika drängen sich durchaus auf. „Mit Hatzfeld war eine Mustergemeinde geplant“, wie Mária Fata in ihrem Beitrag

¹ MÁRIA SZILÁGYI, ANICA DRAGANIC: Domeniul de la Jimbolia. Moșia din Banat a familiei Csekonicos / Das Landgut von Hatzfeld. Banater Großgrundbesitz der Familie Csekonicos / A Zsombolyai uradalom. A Csekonicosok bányási nagybirtoka, Székesfehérvár 2016.

schreibt (S. 69). Für die zunächst rund 400 Familien wurde eine streng geometrisch angelegte Doppelsiedlung errichtet, bestehend aus den ursprünglich getrennten Dörfern Landestreu und Hatzfeld, die – räumlich betrachtet – entlang einer Symmetrieachse gespiegelt waren und kurz nach der Gründung auch administrativ zusammengelegt wurden. Der als Stadtplaner tätige Rezensent kann nicht verhehlen, dass er sich eine etwas ausführlichere Darstellung der räumlichen Struktur gewünscht hätte. Die soziale Struktur konnte sich, wie aus dem Beitrag hervorgeht, mithilfe der übergeordneten staatlichen und kirchlichen Autoritäten, die Übergriffen der beiden offensichtlich überforderten örtlichen Führungsfiguren – des katholischen Pfarrers und des Oberamtmanns – wirksam begegnen konnten, erstaunlich schnell stabilisieren.

Karl-Peter Kraus liefert nicht nur eine präzise demografische Analyse von Hatzfeld im 18. und 19. Jh., sondern belegt diese auch verblüffend detailliert anhand der Schicksale einzelner Familien. Infolge der hohen Erwachsenensterblichkeit in der ersten Zeit nach der Ansiedlung kamen durch Wiederverheiratung von verwitweten Personen regelrechte Patchwork-Familien zustande – eine innovative Erkenntnis des Beitrags. Josef Wolff beschäftigt sich mit dem Umstand, dass die ursprünglich nahezu homogen deutsche Bevölkerung von Hatzfeld heute fast ebenso homogen eine rumänische Identität hat, sodass nach einer Phase der ethnischen Diversität eine „Umkehrung der Homogenität“ (so auch der Titel des Beitrags) eingetreten ist. Im 19. Jh. entfaltete sich in Hatzfeld eine beträchtliche Bevölkerungsdynamik, deren Überschuss zu einer im späten 19. Jh. einsetzenden Auswanderung nach Amerika führte. Bei der Gründung zählte Hatzfeld 1543 Einwohner und erreichte 1981 einen Höchststand von über 15 000 Personen, bedingt auch durch die im sozialistischen System forcierte Industrialisierung. 1930 – als Hatzfeld bereits zu Rumänien gehörte – wurden bei der Volkszählung 10 873 Personen erfasst, von denen immer noch 70,85 Prozent die deutsche Bevölkerungsmehrheit bildeten. 1966 hielten sich die deutsche und die rumänische Bevölkerungsgruppe mit je etwa einem Drittel die Waage. 2011 ist die Bevölkerung auf 10 808 Personen zurückgegangen, von denen nur noch 310 Personen (2,9 Prozent) als Deutsche gezählt wurden. Ein bestimmter historischer Zusammenhang hätte im Beitrag von Mathias Beer („Grenzerfahrungen. Kriegsenden in einer südosteuropäischen Kleinstadt“) durchaus eine ausführlichere Würdigung anstelle eines als Fußnote auf S. 362 versteckten Hinweises verdient: „Anders als in den anderen Staaten Ostmitteleuropas gab es am Ende des Zweiten Weltkriegs keine Vertreibung und Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus Rumänien“, wobei die Deportationen in die Sowjetunion und in die berüchtigte Baragan-Steppe dennoch erhebliche Verluste verursacht haben. Der Rückgang des deutschen Bevölkerungsanteils von Hatzfeld ist laut Wolff „ab 1980 auf die deutsche Aussiedlung und nach der Jahrtausendwende auf die zunehmende Arbeitsmigration nach Westeuropa zurückzuführen“ (S. 141). Wieso Beer durchgehend mit dem Terminus „grenzwertige Erfahrungen“ (S. 340 ff.) operiert, will sich dem Rezensenten nicht so recht erschließen, das mag aber auch daran liegen, dass dieser das Wort „grenzwertig“ eher im Kontext einer ironischen alltagssprachlichen Verwendung kennt. Die mehrfachen Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit (bis 1918/20 zu Ungarn, bis 1923/24 zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen und danach zu Rumänien) haben den Bürgern von Hatzfeld nicht nur große materielle Opfer, sondern auch beträchtliche mentale Anpassungen abverlangt, die Beer glänzend in einer Anekdote auf S. 333 wiedergibt.

Aus dem Beitrag von Olivia Spiridon, der ein breites Panorama der spätestens ab Mitte des 19. Jh. erstaunlich vielfältigen Zivilgesellschaft mit ihren Vereinen, Casinos und sonstigen Aktivitäten entfaltet – auch dies eine für den Rezensenten neue Erkenntnis –, sei hier nur die *Hatzfelder Zeitung* (1888–1941) hervorgehoben, in deren Geschichte sich auch der Richtungskampf zwischen traditionell-katholisch und völkisch, später nationalsozialistisch orientierten Redakteuren widerspiegelt. Möge gerade dieser geistig wie in seinen handfesten Auswirkungen tragische Aspekt der Geschichte von Hatzfeld als Lehre für ein

gedeihliches Zusammenleben dienen – die Lektüre des Bandes insgesamt sei herzlich empfohlen.

Berlin

János Brenner

Friedrichstein. Das Schloß der Grafen von Dönhoff in Ostpreußen. Hrsg. von Kilian Heck und Christian Thielemann. Deutscher Kunstverlag. 2., überarb. Aufl. Berlin – München 2019. 380 S., III., graph. Darst. ISBN 978-3-422-07361-6. (€ 48,-)

Das 20 Kilometer östlich von Königsberg (Kaliningrad) gelegene, heutzutage nicht mehr existierende Schloss Friedrichstein (Kamenka) war von 1666 bis 1945 im Besitz der Grafen von Dönhoff. Es gehörte neben Schlodien (Gładysze), Schlobitten (Słobity) und Dönhoffstädt (Drogosze) zu den prächtigsten Residenzen Ostpreußens, die oft auch als Königsschlösser bezeichnet werden und im Zusammenhang mit der wachsenden Bedeutung der Region und ihrer Adelselite infolge der Krönung Friedrichs I. im Jahre 1701 standen. Das monumentale, 1709–1714 nach Plänen Jean de Bodts erbaute Barockschloss enthielt bis zu seiner vollständigen Zerstörung im Januar 1945 eine kostbare Ausstattung sowie bedeutende, von August Graf Dönhoff (1845–1920) zielgerichtet erweiterte Kunstsammlungen. In Friedrichstein geboren und, bis zu ihrer spektakulären Flucht zu Pferde aus Ostpreußen 1945, mit dem Schloss verbunden war die bekannte Journalistin und Publizistin Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002).

Die Veröffentlichung des überarbeiteten und erweiterten Buches über Friedrichstein 13 Jahre nach der Erstausgabe gehorcht nicht nur der Nachfrage auf dem Buchmarkt. Sie ist eine Antwort auf neue Forschungsergebnisse, die Entdeckung unbekannter und vor Jahren noch unerschlossener Quellen. Zugleich ist sie aber auch ein Zeugnis dafür, wie sehr sich innerhalb des relativ kurzen Zeitraums zwischen den beiden Ausgaben die Reflexionen über das Phänomen großer Adelsitze im kulturellen Grenzgebiet (in diesem Falle zwischen Deutschland, Polen und Russland), in dem sich die Makrogeschichte der letzten vier Jahrhunderte widerspiegelt, erweitert haben. Zum Teil ist sie auch das Ergebnis des technischen Wandels und der Möglichkeiten digitaler Kunstgeschichte.

Das Buch folgt dem Schema der ersten Ausgabe, das auch einen seiner grundlegenden Vorzüge darstellt. Denn es führt den Leser von den makrohistorischen Zusammenhängen hin zur Mikrogeschichte. Zu den erstgenannten rechne ich die Kapitel über die Geschichte des Geschlechts von Dönhoff, seine Anwesenheit in Friedrichstein sowie die architektonische Entwicklung der Schloss- und Parkanlage; zur zweiten zählen die Abschnitte über die Sammlungen August Graf Dönhoffs sowie einzelne Einrichtungs- und Kunstgegenstände der Residenz. Der Leser erhält ein umfassendes Wissen über die Familie und den Ort unter dem Blickwinkel des historischen Wandels im Laufe der Jahrhunderte, zugleich aber dank der Betrachtung von Kunstwerken, Tapisserien, Möbeln oder Tischgeschirr – mithin von „Dingen“ aus Friedrichstein – auch ein Bild von dessen gegenständlicher Materialität. Die Geschichte der Familie und ihres Aufstiegs, die Historie des Adelsitzes und die Kunstsammlungen werden nicht nur so vollständig wie möglich monografisch abgehandelt, sondern auch innerhalb der großen historischen Zusammenhänge (politisch, wirtschaftlich und sozial), der personellen und institutionellen Verflechtungen sowie der sittlichen und kulturellen Muster verortet. Die Texte über Ausstattung, Innenräume und Leben des Schlosses sind zum Glück nicht nur gewissenhafte Versuche, das Inventar zu rekonstruieren, sondern verfolgen auch den Anspruch, die Interaktion zwischen den Gegenständen, ihren Nutzern und der Schlossarchitektur zu einer bestimmten Zeit wiederzugeben. Einen hervorragenden Vorläufer hat die auf diese Weise zusammengestellte komplexe und vielschichtige Untersuchung, die maßgeblich durch die Erinnerungen ehemaliger Bewohner und Zeitzeugen